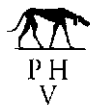


TENDAI HUCHU | Maestro, Magistrat und Mathematiker





TENDAI HUCHU

**Maestro,  
Magistrat  
und Mathematiker**

Roman

Aus dem Englischen von  
Jutta Himmelreich

Peter Hammer Verlag



»Nun hab ich sie um mich versammelt,  
Schottlands lose Enden,  
Und indem ich sie benenne, sie annehme,  
Sie liebe und sie mir zu eigen mache,  
Bemüh ich mich, das Ganze auszudrücken.«

*Hugh MacDiarmid*



EDINBURGH





## DER MAGISTRAT

Jemand klopfte an die Tür des letzten Hauses in der Craigmillar Castle Road. Tat-rat-a-tat, wobei sich das leise Trommeln überwiegend auf ein und derselben Stelle abspielte und ein verzerrtes, wenngleich vertrautes Geräusch erzeugte. Doch Alfonso Pfukuto, der klopfte, war ein mehrdeutiger Mensch. Dann und wann trog der Schein.

Alfonso ließ einen Moment verstreichen, piff sein Lieblingsliedchen, *Fishers of Men*, vor sich hin, presste dann sein Ohr an die Tür, bevor er sich bückte, die Briefkastenklappe aufschob und rief: »Ich weiß, dass ihr da drin seid. Ich bin's!« Er war fahrig, seufzte, ging ein paar Schritte, klopfte ein zweites Mal und wartete. Früher war er hier ein gern gesehener Gast gewesen. Wenn sie ihn jetzt nicht empfangen wollten, sollten sie's ihm doch ins Gesicht sagen. Ihn würde das nicht beschämen.

Der Himmel über ihm war strahlend blau, das Wetter frühlingshaft durchwachsen: Ein Tag brachte dunkle

Wolken und Sommerwärme, der nächste war hell und bitterkalt. Alfonsos Finger wurden weiß. Er hopste herum, um sich warm zu halten, hauchte in seine Hände.

Irgendwann packte er seine weiße Plastiktüte, ging hinters Haus zur Küche, stieg unterwegs über einen von hohem Gras überwucherten Rechen. Der Magistrat stand am Spülbecken, wusch Geschirr ab. Alfonso klopfte ans Fenster und erschreckte den älteren Herrn, der zur Hintertür deutete.

»Ich dachte schon, niemand lässt mich rein«, sagte Alfonso, bemüht, jeglichen Vorwurf im Ton zu vermeiden. Er huschte nach drinnen. »Es ist eiskalt draußen, und ich habe eine neue Theorie entwickelt. Du weißt, warum die Leute von hier uns damals kolonisiert haben? Der Kälte wegen, die macht einen wahnsinnig. Und als sie nach Afrika kamen und uns in der Sonne rumliegen sahen, sind sie vollends übergeschnappt.«

»Immer aufs Neue erstaunlich, deine Theorien.« Der Magistrat seufzte.

»Großes Spiel heute, Magistrat. Die beiden schaffen's ins Pokalfinale, ich hab's dir ja gesagt.«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Klar hab ich das gesagt. Als ich das letzte Mal hier war. Schon vergessen? Ganz bestimmt, ehrlich.«

Der Magistrat widmete sich wieder seinem Abwasch. Alfonso sah ihn an, verzweifelt um Konversation bemüht. Er wuselte durch die Küche, setzte Teewasser auf, machte sich am Toaster zu schaffen und trat schließlich ans Spülbecken. Der kleine Mann reichte dem Magistrat knapp bis an die Schulter.

»Möchtest du mir etwas mitteilen?«, fragte der Magistrat. Er fühlte sich bedrängt.

»Wer, ich? Oh nein. Was hätte ein Mann wie ich einem Mann wie dir zu sagen?« In raschen Salven brachen die Worte aus ihm hervor. »Mir ging nur gerade durch den Sinn, wie schön es ist, dass wir Zeit miteinander verbringen. Ich fühl mich wie zu Hause.« Er hob den Blick, sah zum Magistrat auf wie ein kleines Kind.

Der Magistrat knurrte und senkte den Blick, sah in Alfonsos erwartungsvolles Gesicht – Welch ein Anblick –, das Gesicht eines Erdmännchens, inklusive Backenbart.

Alfonso griff in seine Plastiktüte und förderte eine Flasche selbst gebrannten Whiskys zutage.

»Für dich nur das Beste, Magistrat.« Er überreichte ihm die Flasche. »Manche von uns vertragen den starken Tropfen nicht. Zu schwer, zu stark destilliert. Zu Hause haben wir früher Seven Days getrunken, Hausmarke, Chaiyo.«

Der Magistrat schenkte sich das Abtrocknen, goss sich einen doppelten Whisky auf Eis ein, während Alfonso eine Dose Stella anbrach. »Auf das Vaterland.« Er hob sein Glas, und diese Geste rief dem Magistrat sofort seine Zeit im College in Erinnerung, flammende Rhetorik, feurige Reden, Gefühle für Panafrika. Damals war alles möglich. Was aus den jungen Männern von einst wohl geworden war, aus seinen Kollegen? Die großen Ideen, Diskussionsstoff auf so manchem Unicampus und in so mancher Kneipe, Vergangenheit. Nichts war übrig außer Schatten, vagen Erinnerungen, ein Widerhall in den dunklen Spalten und Klüften unserer Köpfe, von Zeit zu Zeit durch einen einfachen Trinkspruch oder eine große Geste zum Leben erweckt. Die Zeit der Möglichkeiten war vorbei.

»Hab ich was Falsches gesagt?«, fragte Alfonso, als er sah, wie traurig der Magistrat dreinschaute.

»Nein, nichts, gar nichts. Gehen wir ins Wohnzimmer?«

Chenai lag auf dem Sofa, vertieft in den Anblick fast splinternackter Damen im Kreis um einen attraktiven Typen, der lässig in einem Liegestuhl hing. Wackelnde Hintern und mächtige Brüste, direkt vor seiner Nase geschwungen, hielten ihn nicht davon ab, so schnell zu singen, dass der Magistrat außer »bitches«, mehrfach und wild gegrölt, kein Wort verstand.

»So was hören sich die Kinder also heutzutage an.« Alfonso griff in seine Jackentasche.

»Ich bin kein Kind mehr. Ich bin fünfzehn.« Chenai rollte die Augen.

Musik prägt die Erinnerung. Den Magistrat, der sich durch eine vertraute Melodie häufig in die Vergangenheit zurückversetzen ließ, schauderte es bei der Vorstellung, Chenais Erinnerungen könnten durch diese seelenlosen kommerziellen Töne geprägt werden. Alfonso griff nach der Fernbedienung und schaltete zu einem anderen Sender.

»Hey, ich will das weitersehen«, protestierte Chenai und rappelte sich hoch.

Alfonso warf ihr ein Kitkat zu. »Zeit für Fußball.«

»Ich will aber meine Musik sehen, Kumpel.«

»Zeig dich mal von deiner höflichen Seite, er ist unser Gast. Im Übrigen heißt er für dich nicht »Kumpel«, sondern Babamudiki Alfonso. Ist das klar?«

Seine Tochter war schon zu lange hier, fand der Magistrat. Der schottische Einschlag war nicht mehr zu überhören, das gerollte R, der raue Ton, das kehlige G.

»Onkel Alfonso.« Zu diesem Kompromiss war Chenai bereit. Babamudiki – Onkel. Äquivalent? Baba – Vater. Baba mudiki – kleiner Vater. Baba mukuru – älterer Vater. Väterlicherseits. Alle Onkel mütterlicherseits trugen den

Titel Sekuru, gleichbedeutend mit Großvater, Zeichen eines höheren Status. Die Verwandtschaftsbeziehungen waren sehr fein nuanciert, doch die Jugend machte sich nicht die Mühe, sich dieses Geflecht einzuprägen. In der Kultur der Shona waren Beziehungen alles. Der Magistrat hatte ein Register seiner nahen und entfernten Verwandten im Kopf, das er stets auf dem neusten Stand hielt, indem er sämtliche Geburten oder Todesfälle in der Familie aufmerksam registrierte, weil ja ein jedes solcher Vorkommnisse eine leichte Verschiebung seiner Position im Gesamtgefüge zur Folge hatte.

Chenai biss in ihr Kitkat. Sie nahm *Harare North* vom gläsernen Couchtisch und schlug die erste Seite auf. Zeitgleich begannen die Kommentare im Vorfeld des Spiels. Andy Gray und Richard Keys diskutierten die jeweiligen Qualitäten der Teams von Liverpool und Chelsea.

»Chelsea hat links ein Problem«, befand Alfonso.

»Ich weiß, ich höre sie ja auch.« Dass Alfonso die Kommentare wiederkäute oder Zeilen aus der *Sun*, als seien sie auf seinem Mist gewachsen, ging dem Magistrat auf die Nerven.

»Für wen bist du heute?«

»Liverpool, die Mannschaft, der ich Woche für Woche die Treue halte. Seit Bruce Grobbelaar bin ich ein Fan der Mannschaft, seit der Zeit von Rush und Barmes. Ich könnte nie wechseln.«

»Siehst du, das unterscheidet uns voneinander. Ich bin für die Siegermannschaft. Letztes Jahr stand ich voll hinter Arsenal. Davor war's Man U. So erspare ich mir Enttäuschungen. Ich versteh diese ganzen Geschichten von Kummer und Verzweiflung nicht, gebrochene Herzen nur wegen ein paar Männern, die einen Ball kicken.«

»Und warum kommst du dann Woche für Woche hierher?« Der Magistrat spürte sein Blut in Wallung geraten.

»Weil du Sky hast. Ich baue zu Hause in Kuwadzana eine Villa. Hab ich dir davon erzählt? Klar hab ich das. Fensterhöhe, so weit bin ich inzwischen. So was kostet Geld. Ich kann mir die Sportkanäle nicht leisten, anders als ihr. Ich zahle ja noch nicht mal Fernsehgebühren.«

Der Magistrat schüttelte den Kopf angesichts dieses ehrlichen Geizhalses, der so offen zugab, bei ihm zu schmarotzen.

»Paps, wenn der Typ kein Bock hat, richtig Englisch zu lernen, wieso hat er dann 'n Roman geschrieben?«

Chenai warf *Harare North* zurück auf den Couchtisch. Der Magistrat wusste keine Antwort. Er war bei Waterstone in Cameron Toll auf das Buch gestoßen, beim Durchblättern juristischer Texte, und hatte es spontan gekauft. Auch er kam nicht zurecht damit. Es schien verfasst worden zu sein, um die englische Sprache umzukrempeln. Der Magistrat fragte sich, wie das Buch überhaupt einen Verlag gefunden hatte. Für Belletristik hatte er ohnehin nicht viel übrig. Ein ernsthafter Mann war auf Fakten aus, las Zeitungen, Zeitschriften, Sachbücher und die eine oder andere Biografie, vor allem die einflussreicher Juristen oder Politiker.

Ein schrilles Pfeifen aus der Küche signalisierte, dass das Teewasser kochte. »Möchtest du eine Tasse Tee?«, fragte der Magistrat.

»Oh nein, ich bleib bei meinem Bier.«

Warum hast du dann Teewasser aufgesetzt, war der Magistrat – irritiert – versucht, Alfonso zu fragen. Kaum ertönte der Pfiff des Schiedsrichters, tobte die Menge. Alfonso wies beständig auf Dinge hin, die klar auf der Hand lagen. »Hast du das gesehen?!«, schrie er wie ein aufge-

regter Teenager, wenn jemand das Tor knapp verfehlte, und immer zweifelte er Abseitsentscheidungen an, selbst wenn die Position des Verteidigers in Bezug auf den ausreißenden Angreifer durch computergenerierte Hilfslinien in der Wiederholung unzweifelhaft erkennbar war.

Es war dem Magistrat ein Rätsel, wie jemand unanfechtbare Beweise, direkt vor Augen geführt, so beharrlich infrage stellen konnte. Den Schiedsrichtern konnte man verzeihen, sie mussten im Laufe eines schnellen Spiels in Echtzeit entscheiden, doch Alfonso zog selbst Wiederholungen aus mehreren Perspektiven in Zweifel. Schlimmer noch, er sah den Magistrat von Zeit zu Zeit mit seinen kleinen Augen an und suchte Bestätigung. Dem Magistrat war solch ein Verhalten aus seinem Gerichtssaal vertraut. Ein Angeklagter, für gewöhnlich ein Dieb, weigerte sich trotz der erdrückenden Beweislast gegen ihn, seine Schuld anzuerkennen, und handelte sich durch sein Täuschungsmanöver eine noch härtere Strafe ein. Der Beklagte hob meist die Schultern, starrte mit dem selbstgerechten Blick eines Märtyrers am Magistrat vorbei in die Ferne, schüttelte gelegentlich, angesichts einer bestechenden Zeugenaussage oder eines Gutachtens, vorwurfsvoll den Kopf; und wenn das Urteil schließlich zu seinen Ungunsten ausfiel, wandte er sich entgeistert an das Saalpublikum, wie um dort Widerspruch gegen eine grobe Ungerechtigkeit einzulegen.

»Ich gehe in die Küche, kochen.« Der Magistrat zog sich zurück.

»Aber das Spiel läuft doch noch«, wandte Alfonso ein.  
»Sag deiner Tochter, sie soll das übernehmen.«

»Ich hab Schule. Mam geht arbeiten. Paps tut nichts. Also macht er den Haushalt.« Finster starrte Chenai Alfonso an.

Als der Magistrat aufstand, fiel ein Tor. Liverpool geriet in Rückstand. Der Magistrat ging in die Küche, ohne die Wiederholung abzuwarten. Alfonsos Stimme folgte ihm. »Hast du das gesehen? Hast du das gesehen?!«

Der Magistrat fand es seltsam, dass er, bei allem, was er vermisste – Golfpartner, Verwandte, die Sonne, offenes Gelände –, dem Hausmädchen am stärksten nachtrauerte. Dieser stillen Frau in ihrem gestärkten Kittel, die vor sich hin summte, während sie im Hintergrund und fast unsichtbar ihrer Arbeit nachging. Mai Chenai hatte immer etwas an ihr auszusetzen gehabt. Das Essen war nie gut genug, das Haus nie richtig sauber gewesen. Trotz seiner undankbaren Aufgabe hatte sich das Hausmädchen nie beklagt. Rückblickend fiel dem Magistrat auf, dass er sich darüber bisher nie Gedanken gemacht hatte. Fürs Haus war die Frau zuständig. Jetzt fragte er sich, unter welchen Bedingungen das Hausmädchen für ihn gearbeitet hatte. Die Frage war erstmals aufgekommen, als er selbst zur Bürste gegriffen, sich über die Toilettenschüssel gebeugt und sie geschrubbt hatte. Nie im Leben hätte er sich träumen lassen, dass er eines Tages eine derart erniedrigende Arbeit verrichten müsste. Das Hausmädchen hingegen hatte sich nie beklagt, hatte die Wäsche gemacht, Chenai zur Schule gebracht, den ganzen Tag lang gerackert und nur einmal pro Woche freibekommen (wobei der freie Tag auch nach Belieben gestrichen werden konnte). Warum habe ich das nie infrage gestellt? Eine Ungerechtigkeit in meinen eigenen vier Wänden; während ich Tag für Tag Recht sprach, hielt ich mir zu Hause förmlich eine Sklavin.

Wie konnte ich das nur normal finden?

Er schnitt das Gemüse klein. Weil der Büchsenöffner



kaputt war, musste er ein Messer zu Hilfe nehmen, um die Dose Tomaten zu öffnen. Im Simbabwe-Laden in Gorgie mit seinem Sortiment an exotischen Fleischsorten, Mazoe-Säften und kleinen Brocken Himmels, der ihn an zu Hause erinnerte, hatte er Hupfu gekauft, Maismehl. Ein Segen, dass es Hupfu gab. Er legte alle Zutaten auf die Arbeitsplatte aus Granitimitat und studierte sie wie die Wurzeln eines komplexen juristischen Sachverhalts. Kochen war eine komplizierte Angelegenheit. Manchmal schaute er dem runzigen Fernsehkoch zu, der während der Arbeit zwar schimpfte und fluchte, dem die Gerichte aber stets scheinbar wie aus dem Handgelenk gelangen. Wie hatte ein einfaches Hausmädchen das so mühelos zuwege bringen können? Was ihm die Aufgabe nicht erleichterte, war der Umstand, dass der Magistrat faden britischen Zutaten Geschmack entlocken musste. Er machte sich an die Sadza, das heimatliche Maisgericht. Ravakukwata, die Kochmischung, quoll über den Topf und verbrannte ihn an den Armen. Die Masse sah aus wie ein weißer Vulkan, aktiv und gefährlich. Aufsteigender Dampf erfüllte die Küche, legte sich in einer dünnen Schicht auf die Fensterscheibe. Nun nahm er sich das Rindfleisch vor, das er zum Gemüse in den Wok gab, verfeinerte beides mit einer leichten Gewürzmischung, rührte es um und erfreute sich daran, wie intensiv das Ganze duftete.

»Zviri kunhunwirira«, rief Alfonso vom Wohnzimmer her.

Der Magistrat hörte Schritte auf dem Laminatfußboden im ersten Stock. Seine Frau war aufgestanden. Im Geist hatte er sie vor Augen, sah, wie sie sich bückte und ihren Morgenrock vom Boden aufhob. Trotz all der Jahre schief sie nach wie vor nackt. Der Magistrat lächelte bei

der Vorstellung. Er hob den Deckel vom Topf mit Sadza, gab mehr Hupfu hinzu und rührte um. Der Kniff bestand darin, alle Klümpchen innen an der Topfwand zu zerdrücken. Andernfalls, und das mochte der Himmel verhüten, stünde er am Ende mit klebrigem Mbodza da. Noch etwas mehr Hupfu, bis die Masse dick und zu Sadza gobvu wurde. Nhete war nichts für Kenner wie ihn. Er ließ die Mischung köcheln und lauschte dem Dampf, der leise zischend aus dem geschlossenen Topf entwich. Sadza brauchte Zeit, Eile bekam ihr schlecht. An dieser Stelle würde der Fernsehkoch eine Werbepause einschieben.

Der Magistrat hörte Badewasser im ersten Stock leise plätschern. Er stellte vier Teller hin, auf denen er sein Gericht in Kürze zu servieren gedachte. Was das Anrichten betraf, war der runzlige TV-Koch streng. Der Geschmack wird zur Hälfte durch die Darbietung bestimmt, durch das appetitliche Aussehen des Essens. In der Zeichentrickserie – auch etwas, das er sich früher nicht einmal im Traum angeschaut hätte – gewinnt die Ratte den Gastrokritiker für sich, weil sie ihm Ratatouille serviert, als kleine Geschmacksreminiszenz an zu Hause. Als Ratte in anthropomorpher Form zauberte der Magistrat nun mit jeder Portion seiner Kreation ein kleines Wunder auf die einzelnen Teller. Sadza, in der oberen Hälfte des Tellers platziert und schneeweiß, bildete einen starken Kontrast zum Rot, Grün und Braun von Fleisch und Gemüse. Sauce floß über den Teller, traf auf Sadza.

»Tooor!«, schrie Alfonso. »Zwei null! Dein Team kann gleich einpacken. Die sind raus, ich sag's dir. Feierabend.«

Der Magistrat kam mit zwei Tellern ins Wohnzimmer zurück. Alfonso klatschte in die Hände. Chenai nahm ihren Teller mit einem kurzen »Danke, Paps« entgegen. Der

Magistrat holte sich seinen Teller und setzte sich wieder zu den beiden.

»Du bist ein fantastischer Koch, Magistrat«, sagte Alfonso.

»Wir sollten dich Jamie nennen«, meinte Chenai.

»Das hat mit deinem Beruf zu tun, so seh ich das. Meine Theorie lautet: Du musstest Fakten abwägen, die Kerne der Wahrheit auslesen, freilegen, unter Bergen von Schutt und Geröll aus Falschheit. Könnte man sich besser aufs Kochen vorbereiten? Nein. ›Übertragbare Qualifikationen‹ nennt man so was.« Alfonso lächelte bedeutsam. Es machte ihm große Freude, seine kleinen Theorien zum Besten zu geben, im Handumdrehen Unwahrscheinliches darzulegen und es als biblische Wahrheit zu verkünden.

Der Magistrat war hin und her gerissen, einerseits geneigt, das Kompliment anzunehmen, andererseits versucht, auf dessen Lächerlichkeit hinzuweisen. Er behielt sich ein Urteil vor.

Das Geräusch knarzender Treppenstufen und Seufzer, während sie einen Fuß vor den anderen setzte, gingen Mai Chenai voraus, die, selbst in ihrem blauen Kittel, stilvoll ins Zimmer trat.

»Aika, Alfonso, du bist hier.« Ihr vertraulicher Umgangston missfiel dem Magistrat. Zu Hause wäre er Babamudiki oder zumindest VaPfukuto gewesen. Die westliche Art, Leute mit ihren Vornamen anzusprechen, verärgerte ihn. Für ihn war diese Unart die Konsequenz einer individualistischen Kultur, derzufolge jeder einfach aus dem Nichts erstanden war. Ein utopisches Ideal von Gleichheit – Ihre Majestät »Liz« zu nennen! Die Shona machten es richtig, indem sie betonten, in welcher Beziehung jeder einzelne Mensch zu jemandem stand. Das Individuum, als

Produkt einer Gemeinschaft, wurde in Beziehung zu seinen Nächsten gesetzt. Das war der Leim, der sie alle zusammenhielt, der jedem einen Wert gab.

Mai Chenai setzte sich neben ihre Tochter, in einigem Abstand zu den beiden Männern. Der Magistrat ging in die Küche und brachte ihr das Abendessen – oder war es ihr Frühstück? Er sah ihr dabei zu, wie sie eine kleine Portion Sadza nahm, sie behutsam in ihrer Handfläche rollte und in die Sauce tunkte. Ihre Lippen öffneten sich. Er sah sie kauen, bewunderte den sanften Schwung ihres Wangenknochens, ihr zartes Gesicht. Er beobachtete die Ausbuchtung an ihrem Hals, vorübergehend, während sie schluckte und sich ihm dann lächelnd zuwandte.

»Baba Chenai, murume mukuru anobika mbodza so. Ich kauf mir unterwegs was und esse bei der Arbeit.« Sie erhob sich, küsste Chenai auf die Stirn und entschwand. Das waren die einzigen Worte, die Mai Chenai während der ganzen Woche zu ihm gesagt hatte, fiel dem Magistrat jetzt auf.

Das Schlafzimmer lag in blauen Morgendunst getaucht. Der Magistrat reckte sich, gähnte, schaute auf die Radiouhr. Nur vage registrierte er, dass heute ein Wochentag war. Die Tage vergingen in zweckloser Folge. Er stand auf, spürte den kühlen Boden unter seinen Füßen und tapste ins Bad. Sein Gesicht war zerknittert von zu viel Schlaf, die Augen verquollen und rot. Er wusch sich das Gesicht, rasierte sich und kämmte seinen Schnurrbart. Ein ihm wohl nur flüchtig bekanntes Antlitz starrte ihn aus dem Spiegel an. Er nahm seine Tabletten ein, mit Leitungswasser.

»Paps, eil dich.« Chenai hämmerte an die Tür. »Ich muss aufs Klo, Paps.«

»Einen schönen guten Morgen, mein Kind«, sagte er. Sie drängte sich an ihm vorbei. »Wie geliebt ich mich fühle.«

»Hab dich lieb, Paps«, kam die automatische Antwort, hinter der geschlossenen Tür.

Der Magistrat ging zurück ins Schlafzimmer, um das Bett zu machen. Er strich zunächst das Laken glatt. Mai Chenai nörgelte gern, wenn es bei ihrer Heimkehr nicht faltenfrei war. Die Zeremonie hatte sich so eingespielt. Morgens machte er das Bett für sie, und abends fand er's so perfekt gemacht vor, als habe niemand darin geschlafen, als seien beide bemüht, die Anwesenheit des anderen auszulöschen. Sie wurden zu Fremden, die – abgesehen vom entfernt noch wahrnehmbaren Geruch von Schlaf, der an den Laken haftete und sich in den Kissen verbarg – nie ein Bett teilten. Wenn Mai Chenai freihatte, sah der Magistrat bis in die frühen Morgenstunden fern und schlief unten auf der Couch. Wenn er das dritte kleine Schlafzimmer nutzte, wusste Chenai, dass der Haussegen schiefhing, wobei der Magistrat sich fragte, ob ihr das nicht längst schon aufgefallen war.

»Paps, der Zucker is schon wieder alle«, rief Chenai unten im Erdgeschoss.

»Sag's nachher deiner Mutter.«

Was hätte er ihr sonst antworten sollen? Dass er welchen kaufen würde? Er hatte ja kaum eigenes Geld in der Tasche. Wenn der Gasbehälter piepste oder, was Gott verhindern mochte, der Strom abgestellt wurde, musste er darauf warten, dass Mai Chenai die Sache regelte. Eigentlich war das so nicht vorgesehen. Das Schamgefühl steckte irgendwo in seinem Bauch, eine spürbare Endlosschleife in seinen Eingeweiden, ein dumpfer Schmerz, sein Dauerbegleiter, auf Schritt und Tritt, tagein, tagaus. Zu Zeiten

seines Vaters, den er nie kennengelernt hatte, war die Rolle eines Mannes klar festgelegt. Er war der Versorger der Familie. Mehr wurde von ihm nicht verlangt. Er hatte den Kindern gegenüber keine Verpflichtung, bis auf die eine oder andere moralische Zurechtweisung – per Gürtel. Der Magistrat bildete sich ein, die Vergangenheit sei einfacher gewesen, nicht so erdrückend komplex wie heute.

Er ging aus dem Haus, die Straße hinunter, an Ampeln vorbei, an den wenigen Autos am frühen Morgen und am Polizeirevier entlang ins Wohnviertel. Durch ein Fenster sah er eine Familie am Frühstückstisch sitzen. Ein paar Schritte weiter schaute ein Pendler einem Mann vom Pannendienst, in Neonweste, besorgt dabei zu, wie er am Motor seines Wagens herumbastelte. Die Morgenluft war kühl und frisch. Der Magistrat atmete sie in tiefen Zügen ein, während er gemächlich weiterging, bald abbog, dem Zaun folgend, durch den er Chenais Schule sehen konnte. Er wusste nicht mehr, seit wann er diese Spaziergänge unternahm. Mittlerweile waren sie ihm zur Gewohnheit geworden, ein zeitloses, beruhigendes Ritual.

Er hatte festgestellt, dass das Spaziergehen ihm einen klaren Kopf verschaffte. Das Schlendern setzte Gedanken in Gang, und so konnte er an zwei oder mehreren Orten gleichzeitig sein. Seine physische Existenz war an geografische Gegebenheiten und an die Gesetze der Physik gebunden, während er im Geist frei umherwandern konnte, kreuz und quer, von der Vergangenheit in die Gegenwart und die Zukunft, ungebunden, eingeschränkt allein durch die Grenzen seiner Vorstellungskraft.

Er bog ins Duddingston Village ein, ging auf dem Bürgersteig durch eine mit Kopfstein gepflasterte Straße. Weil

auf einer Straßenseite Autos parkten, floss der Verkehr nur einspurig. Zu seiner Linken verlief, ihn knapp überragend, die alte Steinmauer. Rechter Hand reihten sich urig idyllische georgianische Landhäuser aneinander. Die Häuser in Craigmillar waren modern, hellgelb, blau oder limetengrün, ohne jede Spur von Verwitterung, ohne die Zeichen der Zeit, die dem Viertel anhafteten. Sie hatten weder dessen Charme, noch vermittelten sie das Gefühl, in der Stadt verwurzelt zu sein, ewig, unauslöschlich. Nun vorbei an der Kirche – aus dem gleichen grauen Gestein wie die Landhäuschen und die Mauer –, mit der sich die Vergangenheit in die Gegenwart schlich.

Der Magistrat ging über die Straße, über Schotter und eine Rasenfläche, bis an den See. Eine Frau, ein wollenes Tuch um die Schultern, verfütterte Brot an die Enten und Schwäne. Quakend wuselte die Schar um sie herum. Das Wasser war ein zerbrochener Spiegel, der in Wellen ans Ufer schlug. Koniferen und Heidekraut ringsum fingen die morgendlichen Sonnenstrahlen ein, während der Morgentau von ihren Blättern schmolz. Die Dame wirkte heiter und gelassen. Ein leises Nicken in Richtung des Magistrats. Sie begegneten einander häufig hier, teilten sich den Ort, ohne je ein Wort miteinander zu wechseln, wohl, um die friedliche Morgenstille nicht durch ihre Stimmen zu stören.

Die Sonne stand am Horizont wie eine Kugel aus Eis, ein gefrorener Planet, hinter einem dünnen Schleier aus luftigen weißen Wolken verborgen. Sekundenlang schaute der Magistrat sie unverwandt an, blass wie sie war, von der Stratosphäre ihrer Kräfte beraubt. Ein wenig Klebstoff und Federn, und er könnte sie berühren. In Bindura hätte er's nie gewagt, der Sonne so direkt ins Gesicht zu sehen. Jeder Ort hat seine eigene kleine Sonne, dachte er, und sie ist

überall anders. In Edinburgh hatte sie die Form dieser kalten Scheibe, fern, vage, kraftlos. Die meiste Zeit des Jahres war sie von grauen Wolken verdeckt und wirkte, wenn sie überhaupt strahlend aus ihrem Versteck hervorkam, seltsam fremd, außerirdisch. Hier herrschte der Nordwind. In Bindura war die Sonne allmächtig und wundervoll. Dort schillerte die Luft, Teer schmolz und warf Blasen. Den Menschen perlte der Schweiß über den Rücken. Doch auch in jener kleinen Stadt existierten zwei Sonnen. In den reichen Vororten war sie die Wundersame, schenkte freudvoll Wärme und Licht, und sobald man, von Osten kommend, über die Chipindura Road oder von Norden her über die Chipadze Road die armen Vororte betrat, war sie wild und wütend. Dort suchte sie die Bewohner heim, ließ die wenigen Flecken Gras welken, legte ganze Landstriche frei und brachte rissige braune Erde zum Vorschein. Während die Sonne den reichen Vororten Leben einhauchte, saugte sie's aus den Townships heraus.

Wenn der Magistrat an zu Hause dachte, schaute er oft hinauf zum Arthur's Seat. Er verließ den See, ging zur Straße zurück, bergan. Der Ginster, der sich hier an die Hänge klammerte, war so leuchtend gelb wie Binduras Sonne. Die Pflanzen, kräftig, aggressiv, hatten sich an den kahlen Hängen eine Nische geschaffen. Auch in Bindura gab es einen Berg, mitten in der Stadt. Er war aus Granit, tief im Bauch der Erde entstanden und hatte geduldig ausgeharrt, bis Wind und Regen das Erdreich stetig, über viele Jahrtausende hinweg, ausgewaschen, abgetragen und den alles überragenden Berg schließlich freigelegt hatten. Arthur's Seat war das Werk eines Vulkans. Mit Macht war Magma aus dem Erdinnern gequollen und hatte sich durch pure Willenskraft diese Form gegeben.



Seltsam, dachte der Magistrat, wie die Geografielectionen von einst sich nach so langer Zeit aus den grauen Ritzen des Gehirns ihren Weg an die Oberfläche bahnten. Er dachte an die vielen Stunden, in denen er sich den Kopf mit nutzlosen Angaben über Englands Kalksteingegenden vollgestopft hatte. Stalagmiten und Stalaktiten. Magmatisches, metamorphes und sedimentäres Gestein. Der Steinkreislauf. Verwitterung. Unterschiedliche Arten der Niederschlagsbildung – wobei Wissen über Letztere in Schottland wohl immer von Nutzen sein konnte. Eine ganze Flut von Informationen, vom Lehrmeister einst mit dem Rohrstock eingebläut, übermannte ihn schier. Was Chenai wohl lernte? Computer? Medienkunde? Damals war alles viel überschaubarer.

Der Verkehr wurde dichter. Der Magistrat hörte die Motoren der Wagen brummen, die die Straße entlangkrochen. Er ging hangabwärts, zur Rückseite des Bergs. Ein Radfahrer hielt den Verkehr auf, verursachte einen langen Rückstau. Die weiße Kuppel von Dynamic Earth, dem Museum des Planeten Erde, erschien hinter Blattwerk. Kein Wunder, dass mir Geografie in den Sinn kommt, dachte der Magistrat und steckte die Hände in die Taschen, damit er nicht fror.

Seine täglichen Rundgänge um den Arthur's Seat führten dazu, dass er Mai Chenai nicht begegnete. Morgens, wenn sie übermüdet von der Nachtschicht heimkam, ging man ihr am besten aus dem Weg. Hoch oben, auf der Radical Road, waren frühmorgendliche Geher unterwegs zur Spitze. So sehr er den Park mochte, so sehr waren ihm dessen Straßen ein Dorn im Auge. Er begnügte sich gern mit den über die Jahrhunderte ausgetretenen Pfaden. Die geteerten Straßen aber, mit denen der Mensch der Natur

brutal seinen Willen aufzwang, fand er nicht erfreulich. Auf diese Weise hätte man etwas so Schönes nicht zähmen sollen.

Linker Hand kam das Parlamentsgebäude in Sicht, ihm gegenüber Holyroodhouse, ein weiterer Palast Ihrer Majestät. Das restaurierte, nationalistisch geneigte Parlament direkt angrenzend an die Residenz der britischen Monarchin! Und dahinter Wohnblocks mit erschwinglichen Sozialwohnungen. Die turbulente Geschichte und die Widersprüche im Schottland der Gegenwart, Seite an Seite. Aber es funktionierte irgendwie.

Er wandte sich dem Grün zu, den vor ihm liegenden Rasenflächen. Eine schwarze Dogge zerrte an einer langen Leine eine Frau hinter sich her.

»Stop, Prinzessin«, sagte die Frau. »Halt, bleib sofort stehen, Prinzessin!«

Welch ein Name für einen Hund! Welch ein Hund für eine Frau, die höchstwahrscheinlich hier ganz in der Nähe wohnte! Der Magistrat sah auf seine Armbanduhr. Es war erst kurz nach acht. Am frühen Nachmittag sah er sich gern den *Hundeflüsterer* an. Tagsüber liefen Sendungen, die er keinesfalls verpassen mochte: *Columbo*, *Mord ist ihr Hobby*, *Richterin Judy* und *Poirot* ergänzten die nur bisweilen durch Kochshows unterbrochene Auswahl. Doch keine der Sendungen, die er bisher gesehen hatte, verschaffte ihm einen besseren Einblick in den Widersinn der westlichen Gesellschaft als Cesar Millans *Hundeflüsterer*.

Die Frau zerrte an der Leine, doch der ihr an Kraft überlegene Hund zwang sie zu Riesenschritten, anders konnte sie nicht mit ihm mithalten. Den beiden kamen ein Mann und sein kleiner Rennhund entgegen, Seite an Seite, in perfektem Einklang. Als »ruhige unterwürfige Haltung«

hätte Cesar das bezeichnet. Die ideale Beziehung zwischen Mensch und Hund. Um der Sendung überhaupt etwas abzugewinnen zu können, hatte der Magistrat sich mit dem Gedanken anfreunden müssen, dass »diese Leute« tatsächlich mit ihren Hunden unter einem Dach lebten. Als Cesar verkündete, er rehabilitiere Hunde und trainiere Menschen, klang das völlig vernünftig. Wer mit einem Schmutzdeliktier die Wohnung teilte, brauchte eindeutig Hilfe.

Die Sendung lief stets nach demselben Schema ab. Ein verzweifelter Herrchen oder Frauchen, meist Frauchen – nebst dem gelegentlichen Partner, dessen Abneigung gegen den Hund vor der Kamera kaum, und wenn überhaupt, dann höchstens durch kalte, starre Blicke oder resigniertes Kopfschütteln zum Ausdruck kam – sprach über Fifi oder Bubu oder Coco, den sie so innig liebte wie ihr eigenes Leben, der sie leider aber zur Verzweiflung trieb.

Da trat Cesar Millan, der Drittweltler, der Mexikaner, auf den Plan. Ein kleiner Mann mit makellos weißen Zähnen und einem über alle Maßen gepflegten Bart. Lächelnd erschien er auf der Bildfläche, unbeirrt lächelnd, und setzte sich mit der Familie zusammen. Während die ihr Problem darlegte, lauschte Cesar geduldig, behielt den Hund im Auge, schubste ihn dann und wann von seiner Couch, falls das Tier den Versuch unternahm, sich unaufgefordert neben ihm niederzulassen. Cesars Diagnosen waren meist einfach. Man solle das Herdentier Hund nicht wie ein Kind behandeln, sondern schlicht ... wie einen Hund.

Anschließend beschäftigte Cesar sich mit dem Hund, unterwarf ihn und behob das Problem. Herrchen oder Frauchen brachte er die korrekte Körperhaltung und Körpersprache bei und lehrte sie, an kleinen Details abzulesen, wie ihr Hund dachte. Die Methode war psychologisch,

ein Versuch, die Dinge ins Lot zu bringen. Der an Disziplin nicht gewöhnte Hund rebellierte für gewöhnlich. Cesar stieß ihn in die Rippen, schnipste mit den Fingern, hob den Zeigefinger und befahl: »Tsh!« Das Tier weigerte sich, schmolte, schnappte über, Cesar aber ließ nicht locker. Manche Kämpfe nahmen mythische Dimensionen an, wie die zwischen Jakob und dem Engel. Egal, wie viel Zeit erforderlich war, Cesar blieb dran, hielt den Druck aufrecht, und irgendwann, wie durch Zauberhand, war der Widerstand gebrochen, der Hund fügte sich. Er ließ entspannt den Schwanz sinken, nahm die »ruhige unterwürfige Haltung« ein, und erst dann zeigte Cesar, der gestrenge Herr und Meister, dem Tier seine Zuneigung.

Fast immer zählte zu seinen Rezepten das Erfordernis weiterer Übung. Jede Sendung endete mit dankbaren, lächelnden Hundebesitzern, deren Leben eine neue Wendung genommen hatte und die ihre Tiere fortan in »ruhiger unterwürfiger Haltung« handhaben würden. Im Abspann sah man Cesar durch die Wildnis streifen, einen Hirtenstab in der Hand, umgeben von seiner eigenen Herde glücklicher, friedlicher Hunde. Dasselbe Format, Woche für Woche, und der Magistrat konnte sich nicht satt sehen daran.

Vor dem Meadowbank-Stadion standen die Weißbirken ohne ihre Blätter wie Skelette Spalier am Teich. Die gewaltigen Pfeiler des Sportzentrums überragten das Gelände. Der Magistrat sah einen roten Drachen, den er für einen Adler hielt, über sich durch die Lüfte segeln. Er atmete rascher, aufgrund der Anstrengung beim Gehen, und fühlte sich umso wohler. Er spürte ein leises Pochen in den Waden auf dem Weg bergan. Unterhalb lag die Ruine der Sankt-Antonius-Kapelle, und wenn er auf Holyrood hinun-

tersah, konnte er die an den Palast angrenzende Abteirui-  
ne erkennen.

Er ließ den Blick über die Dächer der Stadt schweifen. Die Baukräne gen Westen sahen aus wie Brontosaurier, die die Hausdächer abgrasten. Die Häuser wirkten winzig, wie Puppenhäuser, zusammengedrängt zum Schutz gegen die Kälte. Die Hochhäuser in Restalrig, gen Osten, zerschnitten brutal das Stadtbild, während sein Blick weiterglitt, über Leith bis nach Granton, wo Wohnhäuser die Skyline zerteilten. Zwischen diesen Extremen ragten Hunderte Kirchturmspitzen in die Höhe. Von seinem Standort aus konnte der Magistrat den größten Teil der Stadt überschauen und in der Ferne auch den Fluss Forth ausmachen, still und grau. An einem Tag wie heute war die Sicht sogar frei bis nach Fife. Der Magistrat kam sich vor wie ein Koloss, der die schmale Welt durchschritt. Wohin er sich auch wandte, nach allen Seiten bot sich ihm ein atemberaubender Ausblick. Und nun überkam ihn mit aller Macht Wehmut, Saudade. Für einen Moment sah er Bindura, das Bergbaupanorama, die riesigen Minenschlote in der Ferne; doch nur flüchtig blitzte das Bild in seinem Gedächtnis auf, wie ein überspielter Ausschnitt aus einem alten Videofilm. Und nur für den Bruchteil einer Sekunde gelang es ihm, dieses Bild im Kopf zu behalten, bevor es im Dunst über dem Fluss entschwand.